

Volker Kollenbaum / Jan Sellmer / Hans J. Wulff

Katalysator der Konflikte: Krebs im Spielfilm

Eine erste Fassung dieses Artikels erschien in: *Einblick. Zeitschrift des Deutschen Krebsforschungszentrums* 14,4, 2000, S. 6-9.

Bibliographische Angabe der Online-Fassung: <http://www.derwulff.de/9-26>

"Ich dulde kein Unrecht und lasse mich nicht beleidigen, ich bin gegen andere gerecht und fordere Gerechtigkeit für mich". Dies sind die ersten Worte John Waynes in dem Spielfilm *DER SCHARFSCHÜTZE* (USA 1976, Don Siegel). John Wayne verkörpert darin einen alternden Revolverhelden, und man erwartet schießwütige Auseinandersetzungen und einen Showdown. Der tritt auch ein - am Ende steht aber nicht das erwartbare Duell zwischen dem Guten und dem Bösen, sondern eine viel kompliziertere Figur - der Revolvermann sucht das finale Duell, um Selbstmord zu begehen: Der selbst krebskranke John Wayne spielt den Scharfschützen John B. Books, der an Krebs leidet.

Wenn das Beispiel auch ungewöhnlich für den Westen ist, tritt die Krebserkrankung in vielen Spielfilmen und Genres auf: In dem Familiendrama *DIE KATZE AUF DEM HEISSEN BLECHDACH* (USA 1958, Richard Brooks) ebenso wie in *LOVE STORY* (USA 1969, Arthur Hiller), der Mystery-Serie *AKTE X* oder in dem derzeitigen Spot einer großen Krankenkasse im Werbeprogramm der Kinos. So, wie der Krebs im allgemeinen Bewusstsein zunehmende Bedeutung erhalten hat, ist auch die Menge und die Vielfalt der Filme angestiegen, die sich des Themas annehmen. Er spiegelt und reflektiert das Wissen und die Ansichten von Zeitgenossen. Er inszeniert dramatische Geschichten, weckt Emotionen und rührt an Wünsche und Ängste. Als ein Massenmedium vermag er sogar Auffassungen zu beeinflussen und zu prägen. Die nähere Beschäftigung mit medialer Inszenierung von Krebs ermöglicht daher Spuren eines Einblicks in die Vorstellungen und Gedankenwelten von Patienten, Medizinern und einfachen Kinogängern gleichermaßen.

Krebs wird im Spielfilm bereits früh behandelt. Bis zur Mitte der 70er Jahre sind Filme zum Thema aber Ausnahmen, die Krebserkrankung spielt häufig nur in Nebenhandlungen eine Rolle. Die Diagnose wird in den frühen Produktionen gerne nicht nur dem Patienten vorenthalten, sondern auch dem Zuschauer. Erst nach mehrmaligen Ansehen wird heute die Art der meist tödlich ausgehenden Krankheit verständlich, das Wort „Krebs“ oder nähere Bezeichnungen können auch ganz fehlen. In der Mitte der 70er Jahre aber beginnt eine Vielzahl von Filmen im Kino und im Fern-

sehen, sich der Thematik näher anzunehmen. In der Regel sind es Geschichten über die Erkrankung des Helden oder der Heldin. Und die Geschichte wird fast immer aus der Perspektive des Erkrankten oder seiner nächsten Angehörigen erzählt. Eine Erzählung aus der Perspektive des Arztes ist äußerst selten, einzig Krankenhausserien wie *EMERGENCY ROOM* oder wenige ältere Arztfilme (*SAUERBRUCH - DAS WAR MEIN LEBEN*, BRD 1954, Rolf Hansen) zeigen die Krankheit aus dem Blickwinkel des behandelnden Arztes.

Die Geschichten folgen einer einfachen dramatischen Form, sind in der Regel fünftaktig wie ein aristotelisches Drama. Die Exposition zeigt den Kranken in seinem Alltag, noch gelten dessen Werte und Horizonte. Die Diagnoseübermittlung tritt als Drehpunkt auf - sie ist der Punkt in der Erzählung, an dem die Figur ihre Handlungsziele und ihr Wertesystem neu orientieren muß. Nun kann die Geschichte beginnen. Die Nachricht, krank zu sein, eröffnet zuallererst eine intensive autoreflexive Phase. Sie ist ein scharfer und oft brutaler Eingriff in den Lebens- und Glücksentwurf der Heldenfigur und zwingt sie zur Neudefinition der persönlichen Werte und Einstellungen. In *MY LIFE* (USA 1993, Bruce Joel Rubin) z.B. wird die Hauptfigur - er ist unheilbar an Nierenkrebs erkrankt - als ein oberflächlicher, sarkastischer, aber hoffnungsvoller Charakter gezeigt. Über die Akzeptanz seiner Krankheit reflektiert er seine Vergangenheit und findet schließlich wieder zu sich selbst und darüber auch zu einer Aussöhnung mit seiner Familie und seinem sozialen Umfeld. Ähnliches gilt für den amerikanischen Spielfilm *MAN ON THE MOON* (USA 1999, Milos Forman), der jüngst im Kino lief. Hier entwickelt sich der zynische Komiker Andy Kaufman angesichts seines unheilbaren Krebsleidens zu einem sanfteren Charakter.

Meist sind Krebsfilme Melodramen und beobachten und dramatisieren die psychosoziale Dynamik in kleinen Gruppen von Akteuren, in Familien und Freundeskreisen. Krebsgeschichten lösen oft intensive Gefühle aus - in den meisten Fällen ein Gemenge von Mitleid und Rührung. Einige der Filme würde man den *weepies* zurechnen - jenen Filmen, die einzig dazu da sind, zu Tränen rühren. Es gibt aber heute eine ganze Reihe von Filmen, die nicht allein darauf aus sind, den Zu-

schauder mit einem Gefühlsanstorm zu überwältigen, sondern ein viel komplexeres Bild der Auseinandersetzung mit der Krankheit geben. Dazu gehören Dokumentarfilme wie Rolf Schübels *DER INDIANER* (BRD 1987) und Spielfilme wie Jerry Zaks' *MARVINS TÖCHTER* (USA 1997).

Vieles hat sich verändert. Bis in die 70er Jahre hinein wird die Krankheit Patienten und Zuschauern verschwiegen. Erst seit den 70ern wird offen mit der Diagnose umgegangen. Körperliches Leid wurde in der Anfangszeit am Krebs selbst festgemacht. Heute werden die Leiden, die der Patient durchstehen muß, paradoxerweise oft auf die Therapien zurückgeführt. Die Beziehung zwischen Arzt und Patient bleibt gespannt. Zwar treten die Ärzte heute mit dem Patienten in einen Dialog ein, zu einem richtigen Verständnis kommt es aber selten. So werden in den Spielfilmen seit den 80er Jahren vermehrt auch alternative Heilmethoden in Anspruch genommen und "Wunderheiler" aufgesucht (wie auch in *MY LIFE* oder *MAN ON THE MOON*). Die Krankheit wird nicht mehr nur als ein von außen kommender Störfaktor behandelt. Der Psychohaushalt der Figuren spielt in der Darstellung der Krankheit eine immer größere Rolle. Die "Heiler" gehen weniger auf das körperliche Leiden ein, sondern versprechen "professionellen" psychischen Beistand, indem sie an die Hoffnung appellieren oder direkt auf psychische Störungen hinweisen. Dies wird auch in dem Film *MY LIFE* deutlich: Hinter der Fassade des Zynikers steckt die Furcht, nicht geliebt zu sein, und eine überwältigende Angst, die in der Erinnerung an eine Achterbahnfahrt als Kind immerhin verbalisiert werden kann. Es ist ein chinesischer Heiler, der den Helden auf seine Furcht, seine Angst und auch auf seinen Zorn anspricht: Er müsse sie ablegen, um der neuen Lebensbedingung ins Gesicht sehen zu können, die der Krebs gesetzt hat.

Oft wird die psychische und moralische Disposition des Erkrankten indirekt mit seinem Lebenswandel in Verbindung gebracht. Die Erkrankung scheint so die Figuren wie eine metaphorische Strafe oder Aufgabe zu treffen, die sie zu sühnen oder vor der sie sich zu bewähren haben. Die Ereignisse einer Filmgeschichte sind kausal miteinander verknüpft. Das, was geschieht, ist aus den Handlungen, den Absichten der Personen oder der Logik der Ereignisse motiviert. Darum stellt sich die Frage nach der Begründung des Krebses wie selbstverständlich. Genetische Dispositionen oder Rauchen lassen sich ebenso wie laientheoretische Überlegungen finden oder auch das Risiko radioaktiver Verstrahlung. Ein viel wichtigerer Fluchtpunkt ist aber die Persönlichkeit des Erkrankten selbst:

Häufig wird der Krebs auf eine moralische oder anders geartete Schuld zurückgeführt. Als Strafe erscheint die Krebserkrankung schon in *DER SCHARFSCHÜTZE*: Den Helden trifft die Erkrankung nicht genauer definiert "da hinten ganz unten" - also genau an dem Ort, an dem er sonst so fest im Sattel saß. Das Leiden kann man so als Bestrafung für das Leben eines Revolverhelden verstehen. Ebenfalls auf dieser metaphorischen Ebene scheint der Krebs des Familienpatriarchen in *DIE KATZE AUF DEM HEISSEN BLECHDACH* motiviert zu sein. Krebs erscheint hier als Ausdruck für die unterdrückten Gefühle und fehlenden Aussprachen und den Zerfall der Familie. In fast allen Fällen kann Krebs als ein Katalysator verstanden werden, der Konflikte erst an die Oberfläche transportiert, die bis dahin nur latent vorhanden waren. In dem 1999 auf der Berlinale preisgekrönten Episodenfilm *MAGNOLIA* (USA, Paul Thomas Anderson) geht es z.B. um Familienkonflikte und Väter, die in moralischer Schuld stehen - und die an Krebs erkrankt sind. Herausgegriffen sei hier nur eine Figurenkonstellation: In einem Bett liegt ein altersschwacher und an Krebs leidender Despot. Seine Frau hat er betrogen und verlassen, für sein Umfeld hat er nur Beschimpfungen übrig, um seinen Sohn hat er sich nie gekümmert. Der Sohn selbst, unter diesem Verhältnis leidend, wird zu einem übertriebenen Macho und Sex-Coach mit der sprechenden Show "Verführe und Zerstöre". In allen Episoden des Films setzt sich die Verschuldung der Generationen fort, potenziert sich sogar. Doch späte Reue und ein in Form eines Froschregens manifestierter Gott läßt Hoffnung aufkommen.

Mit dem Thema Schuld und Krebs greift der Film auch Überlegungen auf, die Rolf Verres in seinen Studien zu den Laientheorien über Krebsursachen bereits herausfand (Rolf Verres: *Krebs und Angst*. Berlin, Hamburg: Springer 1986). Als Ursachen standen in Verres' Studie an erster Stelle: Luftverschmutzung, Gifte in der Nahrung, falsches Essen, Trinken, Rauchen und Alkohol. Es folgen Annahmen über eine ungenügende Abwehrkraft des Körpers, "schlechtes Blut", Schicksal, Pech, Zufall, aber auch Angst vor Krebs. Die an erster Stelle genannte Umweltverschmutzung taucht ebenfalls in dem neueren amerikanischen Spielfilm *ERIN BROCHOVICH* (USA 2000, Steven Soderbergh) auf, der auf einem authentischen Fall beruht. Die alleinerziehende Mutter Erin Brockovich (Julia Roberts) strengt einen Prozeß gegen einen großen amerikanischen Konzern an, der karzinogene Substanzen ungehindert in das Erdreich abgelassen hat. Das Unternehmen hatte damit Krebserkrankungen bei Menschen und Tieren verursacht.

Alles dieses sind Indizien dafür, dass die Bilder des Krebses im Film Vorannahmen und emotionale Einstellungen des Zuschauers aufgreifen und sie in verstärkter und modifizierter Form zurückspiegeln. Von

Ärzten oft unbemerkt werden auf diese Weise Einstellungen und Erwartungen geprägt, die von Patienten und Angehörigen in die Behandlungssituation eingebracht werden.